

Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 215. Bromberg, den 21. September 1929.

Yussuf Khans Heirat.

Roman von **Frank Heller.**

(25. Fortsetzung.)

„Einen?“ fragte Mr. Markham, „nur einen, Herr Streptowitz?“

„Nur einen“, bestätigte Herr Streptowitz mit dem melancholischen Tonfall, den seine Stimme bei der Erwähnung so geringfügiger Zahlen annahm.

„Nur einer!“ wiederholte Mr. Markham. „Aber ich sah doch vier hineingehen, und da müßten wohl drei herausgekommen sein, wenn der eine der vier der Baron war!“

„Die anderen zwei Herren sind wohl vorangegangen“, sagte Mr. Streptowitz, so melancholisch, als wollte er andeuten, daß die beiden Herren in eine andere Welt gegangen seien.

Mr. Markham gab zu, daß dies wahrscheinlich sei, und verabschiedete sich.

Am selben Nachmittag sah er den Baron und die Baronin. Sie standen im Stiegenhaus vor der offenen Türe ihrer Wohnung und sprachen eifrig mit gesenkter Stimme. Mr. Markham, der die Treppen hinaufkam, um die leeren Wohnungen zu besichtigen und seiner Gewohnheit gemäß in Gummischuhen ging, kam in Hörweite, ohne daß sie ihn bemerkten. Er fing einige Worte des Barons auf:

„Der verdammte schwedische Schlingel! Diese Nacht gehörte ihm, aber übermorgen gedenke ich durch dich Revanche zu nehmen ...“ Er erblickte Mr. Markham und verstummte plötzlich.

Mr. Markham, der innerlich zu der Schlußfolgerung gelangt war, daß der eine der Teilnehmer an der Orgie der Nacht — vermutlich der Herr mit dem Turban — ein Schwede war und offenbar seinen Gastgebern lästig geworden war, lächelte dem Baron diskret zu, während er grüßte. Er wollte eben eine feine Anspielung machen, um zu zeigen, daß er von den wissenschaftlichen Studien seines Mieters wußte, was er wußte, aber sah aus Respekt vor der Baronin davon ab.

Es dauerte bis Freitag, den 19. September, ehe er Anlaß hatte, wieder an die Herrschaften in Nr. 48 zu denken. Früh am Vormittag dieses Tages ging er an Mr. Streptowitz' Wohnung vorbei. Dieser Herr stand in der Türe und rauchte in Hemdärmeln eine Pfeife. Als er Mr. Markham sah, nahm er die Pfeife aus dem Mund und winkte ihm.

„Jetzt sind die aus Nr. 48 abgereist,“ sagte er mit betrübter Stimme.

„Abgereist? Der Baron ist abgereist?“ stammelte Mr. Markham.

„Das weiß ich nicht, aber die zwei Herren, von denen Sie dieser Tage sagten, daß sie Ihnen fehlten.“

„Was meinen Sie, Mr. Streptowitz?“

„Die zwei Herren, die dieser Tage fehlten. Sie sagten ich sah nur einen wieder fortgehen. Heute morgen um halb ich sah nur inen wieder fortgehen. Heute morgen um halb fünf Uhr, als ich mich ankleidete, sah ich sie in einem Auto in Gesellschaft eines anderen Herrn fortfahren. Sie sahen aus wie Inder und wie schwer betrunken. Es war noch kaum taghell. Ich stehe am Freitag immer so früh auf, weil die Leute für den Sabbat Geld brauchen.“

„Inder und bis jetzt da!“ rief Mr. Markham, „und um halb fünf Uhr früh schwer betrunken! Das ist ja unanständig, Mr. Streptowitz.“

„Das ist es auch,“ gab Mr. Streptowitz mit einem etwas freudigerem Tonfall zu. „Um fünf Uhr soll man aufstehen und arbeiten, und nicht betrunken sein. Was macht denn der Baron auf Nr. 48?“

„Er studiert!“ rief Mr. Markham mit einem schrillen Lachen. „Studiert die Wissenschaften, Streptowitz! Gott helfe mir, die Wissenschaften!“

„Das ist traurig,“ sagte Mr. Streptowitz, „sehr traurig. Sie werden schon sehen, bei dem kommt noch etwas Merkwürdiges heraus, Mr. Markham.“

Mr. Markham, der sich an seine Fünfpfundnote erinnerte, erklärte energisch, seine Mieter stünden hoch über jedem Verdacht.

Am selben Tage etwas später führte ihn sein Weg zum Baron. Chesterton Mansions war bis jetzt nur mit Gas versehen gewesen; nun war die Rede davon, Elektrizität einzuführen, wenn die Mieter sich dafür aussprachen. Mr. Markham klingelte beim Baron an, um sich zu erkundigen. In der Wohnung reagierte niemand darauf. Mr. Markham klingelte bei der Baronin an. Zu seinem Staunen kam sie selbst und öffnete. Sie machte nur einen kleinen Spalt der Türe auf, um zu sehen, wer da war. Sie sah etwas übernächtig aus, ihre grauen Augen waren nicht so ruhig und kalt wie sonst, und Mr. Markham bemerkte, daß sie Ringe unter denselben hatte. Mr. Markham brachte sein Anliegen vor und sagte, daß er schon an der Wohnung ihres Mannes geklingelt habe.

„Mein Mann ist ausgegangen,“ sagte sie kurz, aber verbesserte sich sofort: „verreist, meine ich. Nach Oxford, seiner Arbeit wegen.“

Mr. Markham, der sich an Mr. Streptowitz' Erzählung von den drei Herren erinnerte, die am Morgen abgereist waren, starrte sie an und machte seiner Neugierde Luft.

„Hat der Baron Besuch gehabt?“ fragte er.

Sie zog die Augenbrauen zusammen.

„Was meinen Sie?“

„Jemand hat heute morgen zu sehr früher Stunde drei Herren abreisen sehen,“ stammelte Mr. Markham.

Die Baronin sah ihm fest in die Augen.

„Der Baron ist heute früh mit seinen zwei Dienern abgereist,“ sagte sie kurz. „Ich bin bis morgen allein in der Wohnung, aber seien Sie so gut und lassen Sie das nicht bekannt werden. Eine Dame allein kann Unannehmlichkeiten haben.“

„Und die Elektrizität?“ murmelte Mr. Markham mit einer demütigen Verbeugung.

„Hat Zeit, bis der Baron in ein oder zwei Tagen wiederkommt. Guten Abend.“

Sie schloß die Türe artig, aber bestimmt Mr. Markham vor der Nase zu. Dieser blieb stehen und starrte die Türe

an, und plötzlich zuckte er zusammen. Er hätte es nicht beschwören können — aber war das nicht eine Männerstimme, die er drinnen aus der Wohnung gehört hatte, in der die Baronin allein war? Nur einen Augenblick, dann war es wieder still ... Mr. Markham machte einer ententefeindlichen Ansicht über die Moral der Franzosen Luft und ging, indem er murmelte:

„Streptowitz hat recht, das ist bestimmt eine merkwürdige Gesellschaft, die hier auf Nr. 48."

Hätte Mr. Markham die Gabe gehabt, in dem Augenblick, in dem er diese Äußerung machte, durch die geschlossene Türe zu sehen, wäre sie noch berechtigter gewesen. Mr. Markhams Ohren hatten ihn nicht getäuscht; es war eine Männerstimme, die er soeben aus der Wohnung der Baronin gehört hatte, und was sie gesagt hatte, war:

„Wer war das? Der Verbrecherkönig?"

Die Stimme kam von einem jungen Manne, der auf einem Diwan lag. Er war von bräunlicher Gesichtsfarbe mit einem kurzen Schnurrbart, nicht ohne Spuren von Wohlleben, und seine Augen waren von schwarzen Ringen umgeben, die ebensogut von Wohlleben wie von Entbehrungen stammen konnten. Denn der junge Mann, der auf dem Diwan lag, war an Händen und Füßen gebunden und wurde außerdem durch einen losen Gürtel über der Brust an dem Diwan festgehalten. Die Baronin hatte sich ruhig in einem Fauteuil niedergelassen; der Gefangene auf dem Diwan wiederholte seine Frage:

„War das Euer Gatte, der Verbrecherkönig?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Sie sind beharrlich in Ihrer Ausdrucksweise," sagte sie. „Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, daß der Mann, den Sie den Verbrecherkönig nennen, nicht mein Gatte ist?"

„Aber Ihr wohnt doch hier zusammen?"

„Nein, sage ich Ihnen. Wir haben jeder unsere Wohnung. Die seine liegt meiner gegenüber, und der jetzt angeläutet hat, war der Mann, der die Wohnungen vermietet. Er hatte eine Anfrage. Sind Sie jetzt nicht durstig? Soll ich Ihnen Zitrone und Wasser geben?"

Der Gefangene auf dem Diwan runzelte heftig die Stirne.

„Ich nehme ebensowenig von Euch etwas an, wie von ihm, von dem Ihr behauptet, daß er nicht Euer Gatte ist," sagte er.

Seine Stimme zitterte vor unterdrückter Empörung.

„Ihr beide habt unauslöschliche Schmach auf meinen Namen gehäuft und die Pläne ganz durchkreuzt, um deretwillen ich in diesen Weltteil gekommen bin, der ewig verflucht sein möge."

„Aber ich sage Ihnen, es dauert mindestens zwei Tage, bis Sie frei werden. Sie werden verhungern oder verdursten."

„Lieber das, als etwas von Euch annehmen."

Die junge Frau neigte den Kopf.

„Wie Sie wollen," sagte sie. „Vielleicht können Sie zwei Tage leben, ohne sich so tief zu demütigen. Die Menschen in Ihrem Lande können sich ja sogar lebend begraben lassen, ohne zu sterben. Im übrigen müßte ja Zitrone und Wasser nicht als Salz und Brot gelten."

Der Gefangene lag mit geschlossenen Augen da, ohne zu antworten. Sie fuhr langsam wie für sich selbst fort:

„Als Sie vor einigen Stunden zum Bewußtsein erwachten, tranken Sie zwei ganze Gläser, die Ihnen gut zu tun schienen."

Er öffnete die Augen und starrte sie an.

„Ist das wahr, oder lügt Ihr, um mich in einer Falle zu fangen?"

„Ich bin eine Abenteuerin, aber ich lüge Sie nicht an. Nicht einmal, um Sie in eine Falle zu locken."

Er starrte sie an, ohne zu antworten. Endlich sagte er:

„Eine Abenteurerin? Was ist das?"

Sie zog die Augenbrauen empor.

„Wie soll ich es Ihnen sagen? Ich war verheiratet, mein Mann starb, ich war des Lebens, das ich kannte, müde und zog aus, um etwas Neues kennenzulernen."

„Und Ihr fandet es?" Seine Stimme war eifrig, aber ohne die frühere Erregung.

„Ich fand wenigstens eine neue Sorte von Mann," sagte sie.

„Wen? Den Verbrecherkönig?"

„Ja. Er glich keinem anderen Mann, den ich getroffen hatte. Er beging Torheiten, die ihm das Leben und die Freiheit kosten konnten, um einer Laune willen, und er konnte den Gewinn um einer Laune willen hinwerfen, die törichter war, als andere Menschen es sich auch nur träumen lassen können."

Der Gefangene auf dem Diwan starrte vor sich hin und murmelte:

„Auch ich war des Lebens, das ich kannte, müde und zog aus, um etwas Neues zu suchen, das ich nicht kannte."

Sie lächelte.

„Aber das haben Sie ja unleugbar gefunden!"

„Was ich suchte, war ein Weib, dessengleichen ich noch nie gesehen."

„Sie lächelte wieder.

„Und ich suchte einen solchen Mann, vermute ich!"

Er starrte sie verachtungsvoll an.

„Und Ihr begnügtet Euch mit einem Verbrecherkönig!"

„Es gilt, König auf irgendeinem Gebiete zu sein," sagte sie.

„Und Ihr, die Ihr es verdient, Königin, wo es auch sein mag, zu sein, entscheidet Euch dafür, die Königin der Verbrecher zu sein. Beim Propheten, ich kann meinen Sinnen nicht glauben."

„Sie sind artig gegen mich," sagte sie. „Sie würden es vermutlich nicht sein, wenn ich Ihnen sagte, daß ich mich nicht wie andere Königinnen damit begnüge, den König regieren zu lassen. Heute nacht unternahm ich einen Versuch, das zu tun, was dem König vor drei Tagen mißlungen ist. Sie haben schon selbst herausgefunden, warum Sie hier sind."

„Einer Anzahl farbiger Steine wegen; die weißen Sahibs denken nie an etwas anderes als an Gewinn."

„Einer Anzahl recht ungewöhnlicher, farbiger Steine wegen", wendete sie ein. „Aber farbig oder nicht farbig hätten sie für mich nur durch das Bewußtsein Wert gehabt, daß mir gelungen ist, was dem König mißlang."

„Eurem Gemahl! Dem Mann, den Ihr liebt!"

„Nein, sage ich Ihnen!" Sie stampfte mit ihrem schwarzen Samtschuh auf den Boden, „ein Bewerber um meine Hand. Nichts anderes. Lassen Sie mich erzählen, was er und was ich getan haben, und sagen Sie mir, wer bisher des Thrones würdiger ist."

Indem sie ihre Finger miteinander verschlang und hie und da nach der Sonne sah, die hinter dem Ziegelhorizont von Chesterton Mansions verschwand und ihr Haar zu einer goldroten Krone machte, begann sie zu sprechen. Der Gefangene auf dem Diwan hörte ihr schweigend zu, während der Blick seiner Augen die ganze Skala von Verachtung bis zum Enthusiasmus durchlief. Nach einiger Zeit verstummte sie und sah ihn an, die Augenbrauen über ihren grauen Augen fragend gehoben. Er schwieg, dann sagte er langsam:

„Und alles wegen ein paar farbiger Steine! Wäre ich frei, sie wären in diesem Augenblick die Euren."

Sie richtete sich ein wenig auf.

„Meinen Sie, was Sie sagen?" fragte sie. „Könnten Sie Juwelen, die in Geld gar nicht zu schätzen sind, einem Wesen schenken, das alles dazu getan hat, Sie derselben zu berauben? Ach, Sie sprechen wie andere Männer — der schönen Worte wegen."

Er sah sie mit einem intensiven und zugleich müden Blick an.

„Ihr könnt so etwas nicht für möglich halten," sagte er, „seid Ihr doch eine aus dem Volke der Sahibs. In meinem Lande werden Reichtum und edle Steine nur für das geschätzt, was sie sind, und was ein Mann leistet, gilt alles. Aber Ihr seid aus dem Volke der Sahibs, und Euch scheint es undenkbar, daß ich aus einer Laune etwas wegwerfe, was für Euch Ziel und Zweck des Lebens ist."

Sie erhob sich aus ihrem Fauteuil und glitt zu dem Diwan, auf dem er lag.

(Fortsetzung folgt.)

Die Zigeunerin.

Skizze von Franz Carl Endres.

„Ich kann dich nicht vergessen, Zigeunerin!
Mit den rabenschwarzen Flechten, Zigeunerin!“
(H. Reber.)

Das kleine Tagebuch trägt schon vergilbte Blätter. Die Jahreszahl, die auf seinem Umschlag vermerkt ist, zeigt mir, daß die Erlebnisse über 32 Jahre zurückliegen. Und eben so ferne sind die Gedanken und Träume, die Hoffnungen und Erwartungen, die auf den Seiten dieses Buches einst, vom Drange stürmischen Erlebens diktiert, niedergeschrieben wurden.

Erkennt man sich selbst noch auf alten Bildern? Nicht besser und nicht schlechter wohl als in alten Aufzeichnungen. Ein Lächeln der Erinnerung, zwischen Schmerz und stiller Freude gelegen, hält noch fest, was im Strom der Zeit zu entschwinden droht.

Ich war ein junger, ganz junger Soldat damals, als ich auf einer Urlaubswanderung im Allgäu Miriam kennen lernte. In einem Zigeunerlager entdeckte ich sie und meine ganze Jugend schlug diesem wundersam schönen Mädchen entgegen. Sie gehörte zu einer kleinen Truppe, die in den Dörfern rings um das Lager Zirkusvorstellungen gab, und die wenigsten der Zuschauer ahnten wohl den Zusammenhang zwischen dem wandernden Zigeunerlager und dem in einiger Entfernung von ihm wandernden Zirkus.

Ich fühlte damals zum ersten Male die Allgewalt der Liebe, und da die Liebe erfinderisch macht, so gelang es mir auch, größten Schwierigkeiten zum Trotz, die von einer alten Hexe betreute und überwachte Miriam zu sprechen. Wir hatten nur zwei Minuten ungestörte Zeit. Aber das genügte mir, dem Mädchen alles das zu sagen, was ein übervolles Herz vom Taumel seiner Wünsche zu sagen weiß.

Ein Zufall kam mir zu Hilfe. Die alte Hexe wurde von einem Dorfköter, der als ungemein bissig galt, eines Tages angefallen und umgeworfen. Ich kam gerade dazu, ergriff das Tier beim Halsband und warf es auf das Dach einer niedrigen Scheune. Da man glaubte, der Hund sei wütend gewesen, stieg mein Ruhm bei den Zigeunern ins Ungemessene. Die Alte brachte mir eine große Dankbarkeit entgegen und zeigte sich unserer jungen Liebe gegenüber so nachsichtig, daß ich mit Miriam entfliehen konnte.

Nur drei Tage dauerte unser großes Glück. In diesen drei Tagen erfuhr ich, wer Miriam war. Sie gehörte zu jenen Zigeunergeschlechtern, die eine königliche Gewalt über ihr Volk ausüben, da sie ihre Abstammung von den Pharaonen her schreiben. Sie sind, im Gegensatz zu den übrigen Zigeunern — ganz zu schweigen von den vielen, die als Zigeuner gelten wollen und es nicht sind — im Besitz einer uralten Tradition und vieler Geheimnisse und Ritualien.

Miriam war schön, wie nur ein Märchen eine Zigeunerin schön sein läßt. Sie war schlank und ihre Haut hatte die Farbe heller Bronze. Blauschwarze Haare umhüllten ihre Gestalt und ihre Augen und schmalen Lippen glichen denen auf den Grabwänden der alten ägyptischen Herrscher.

Als wir uns trennten, trennen mußten, weil ein Gesetz Miriam zwang, war unser Abschied herzzerreißend. Sie gab mir ein Vermächtnis mit, dessen Wert ich erst nach vielen, vielen Jahren zu beurteilen vermochte. Sie führte mich ein in das Geheimwissen der Königsgeschlechter und gab mir Zeichen und Wort des Erkennens. Sie ließ mich schwören, dies nie zu verraten. Und ich halte meinen Schwur bis zum Tode. Miriam hing weinend an meinem Halse. „In ferner Zeit schwebt Unheil über deinem Scheitel. Vergiß Zeichen und Wort nicht, wenn die dunkle Göttin dich fragt.“

Mich erschütterte der Abschied von der Geliebten so unermeßlich, daß ich auf Zeichen und Wort nicht so großen Wert legte. Doch schrieb ich es auf, und es kam die Zeit, in der aus dem Ringe des Vergessenen die Worte Miriams aufstiegen und sich zum Erleben formten.

Ich hatte Miriam einen goldenen Reif gekauft, den sie über ihren Arm streifte. Einen schlichten, glatten, aber ziemlich breiten goldenen Reif. Warum bin ich nicht König der Zigeuner geworden? Damals hätte ich es werden können. Vielleicht wäre das Leben sehr schön geworden. — —

Zwanzig Jahre später! Im Taurusgebirge irgendwo, wo die Pässe, die vom zentralen Anatolien herführen, sich hinabsenken in die kilikische Ebene. Menschenleere Gegend. Auf Tagereisen hin kein Haus, keine Siedlung. Beim Vollmondschein sehen die kahlen gelbroten Felsenberge aus, als stünden sie auf dem Monde. Scharfe blaue Schatten liegen auf den Steinhalden. Ich reite mit zwei Begleitern durch die Nacht. Vorsichtig treten die anatolischen Bergpferde auf den schmalen Pfad, von dem kleine Steine in dämmerige Tiefen fallen.

In einem Tale wird der Pfad plötzlich breit. Und ebenso plötzlich sind wir von wilden Gesellen umringt.

„Zigeuner sind es“, sagt mein Dolmetscher, und will den Karabiner frei machen. Zigeuner! Mir klang das Wort ganz heimatlich. Ich wandte mich an den, der die Führung hatte.

„Habt Ihr die Fürstin im Lager?“ fragte ich und mein Dolmetscher sah mich an, als sei ich plötzlich verrückt geworden.

Der Zigeuner stutzte.

„Bringt uns zur Fürstin. Ich habe mit ihr zu reden.“

Wir ritten zusammen in die Tiefe des Tales. Meine Begleiter und ich mehr in der Form von Gefangenen, die man anständig behandelt.

„Was willst du tun?“ flüsterte der Dolmetscher.

„Keine Furcht“, raunte ich ihm zu. „Wenn ihr allein bleiben solltet, macht keinen Fluchtversuch! Haltet euch ruhig und sagt den andern nur, daß ich die Fürstin kenne.“

„Wie du befiehlst, Herr.“ Der Dolmetscher legte die flache Hand vor seine Stirne.

Es kam so, wie ich mir gedacht hatte. Meine zwei Begleiter wurden von mir getrennt und ich wurde in ein Zelt gebracht, das groß und mächtig an einem Gebirgsbache stand, umgeben von den Zelten der übrigen Zigeuner, die sich bis tief in den Wald ausdehnten, der den Bach begleitete.

Man führte mich und ließ mich in dem Zelt dann allein. Es war durch einen aus Kelims bestehenden Vorhang in zwei Teile geteilt. Die Abteilung, in der ich mich befand, war leer. Hinter dem Vorhang hörte ich leise Worte einer mir fremden Sprache.

Ich wartete einige Minuten. Da trat durch einen Spalt des Vorhangs eine Zigeunerin ein, der jedermann die fürstliche Stellung ansah, die sie im Kreise der ihrigen genießen mochte. Sie trug seidene Gewänder von dunkelroter Farbe und auf ihrem schwarzen Haare glänzte ein goldener Reif mit dem Kopfe der ägyptischen Königsschlange.

„Du kennst mich, Fremdling?“ fragte mich die Zigeunerin auf türkisch. Sie war so schön wie Miriam einst gewesen war und jäh aufbrechende Erinnerung verwirrte mich.

„Ihr seid in unserer Gewalt“, fuhr die Zigeunerin fort, „und es wäre unklug, euch wieder frei zu lassen, zumal du zur Polizei zu gehören scheinst.“

Ich beruhigte zunächst die Frau über meine Person. Aber ich fühlte doch recht deutlich, daß nur unser Tod den Zigeunern vollkommene Sicherheit versprach.

„Warum sagtest du, Fremdling, daß du mich kennst? Du bist nicht Türke. Du bist ein Franke. Warum reitest du in diesen Wildnissen nachts umher? . . .“ Ich gab ihr Zeichen und Wort, die blitzartig in meiner Erinnerung wach wurden.

Da lächelte die schöne Zigeunerin und streichelte mir die Wange und klatschte in die Hände. Eine Dienerin erschien und erhielt einige Weisungen. Es wurden Kissen gebracht und Speisen und ich wurde eines Soupers gewürdigt. Ich kannte die Sitte und sprach kein Wort, sondern aß und wusch mir dann die Hände in silberner Schale, die eine Dienerin mir reichte.

Als die Zigeunerin und ich wieder allein im Raume waren, verlangte sie von mir zu wissen, woher ich ihre Familie kenne. Ich erzählte ihr mein Erlebnis mit Miriam.

Sie nahm meine Hand in ihre feinen, kleinen Hände und beobachtete scharf die Linien. Sie unterbrach die Beobachtung durch Rufe des Erstaunens. „Und das Mädchen hat noch mehr gewußt?“ fragte sie.

Da erzählte ich ihr, was mir Miriam über die Geheimlehre ihres Volkes gesagt hatte.

„Der Geist segne dich, Herr," rief die Zigeunerin. Und wieder klatschte sie in die Hände. Dienerinnen kamen und sie selbst verschwand hinter dem Vorhang. Ich saß auf einem seidenen Kissen, die Beine gekreuzt und sah zu. Es wurden eigentümliche Vorbereitungen getroffen. Ein glühendes Kohlenbecken wurde hereingetragen und ein Lager aus Kissen und Fellen wurde bereitet.

Dann verschwanden die Dienerinnen, und nun öffnete sich der Vorhang, und die Zigeunerin erschien in königlicher Pracht. Kaum bekleidet, aber mit Gold und Perlen behangen. Ihr Körper war wundervollste Bronze. Im Scheine mehrerer Lampen, die von den Dienerinnen hereingebracht waren, warf das Spiel ihrer zarten Muskeln Lichter auf die Bronze ihrer Haut. Hell glitzerte die Königsschlange auf ihrem Haupte.

Und sie begann zu tanzen. Sie warf Körner auf die Glut und blauer Rauch zog, sich auf den Boden senkend, geisterhaft im Raume hin und her. Langsam waren die Bewegungen der Zigeunerin. Mir erschien es, als ob Dunstgestalten sich ihr zugesellten und mit ihr einen heiligen Tanz vollführten.

Dann kam sie auf mich zu und ließ sich an meiner Seite nieder.

„Du bist schön wie die dunkle Göttin Isaias", sagte ich zu ihr. Da schlang sie ihre Arme um mich und ich versank in purpurne Tiefen.

Ich mußte das Bewußtsein lange Zeit verloren haben. Denn als ich erwachte, lag ich auf dem von den Dienerinnen bereiteten Lager und die Zigeunerin saß bei mir.

Sie weissagte mir meine Zukunft. Und alles ist bis zum heutigen Tage wörtlich so eingetroffen.

„Wir werden uns nicht wiedersehen?" fragte ich, und merkte gleich, wie dumm die Frage war.

„Wir haben uns gesehen", sprach die Zigeunerin, „einst in deinem Heimatland. Und werden uns wiedersehen, wie wir uns jetzt gesehen haben."

Ich starrte sie erstaunt an.

Da sprach sie ernst: „Ich danke dir für deine Liebe. Gehe mit deinen Begleitern! Ihr seid frei. Wisse aber, Freund dieser heiligen Nacht, daß das Schweigen der Schlüssel aller Geheimnisse ist. Der Geist segne dich!"

Eine Träne schimmerte in ihren schönen Augen.

Ich wollte sie noch einmal an mich ziehen. Aber sie entschwand und Männer betraten das Zelt, die mich ehrerbietig über den Paß nach Kilikien führten.



Bunte Chronik



* **Der japanische Zeitungskönig.** Der japanische Zeitungskönig Noma ist eine Erscheinung, die den glänzenden Aufstieg Japans in die Reihe der modernen Mächte verkörpert. Noma gehört zu den interessantesten Persönlichkeiten des neuen Japans. Er ist nicht nur bemüht, Geld zu verdienen, sondern stellt sich die Aufgabe, die japanische Jugend im Geist des modernen Fortschritts und zugleich im Geist der alten japanischen Moral und Philosophie zu erziehen. Noma stammt aus einem alten Samuraigeschlecht. Sein Vater nahm an einer Verschwörung gegen den Mikado im Jahre 1861 teil. Die Rebellen wurden hingerichtet, und die Familie Noma sank in Elend. Der junge Noma schlug die Lehrerbahn ein und wurde Lehrer für klassische Sprachen, unter denen man in Japan nicht lateinisch und griechisch, sondern altchinesisch und altjapanisch versteht. Er bekam eine Stellung in Nagasaki. Als eines Tages der Schuldirektor nach Tokio fuhr, fragte er den Lehrer, ob er heiraten wolle und ob er damit einverstanden wäre, die Frau, die der Direktor aus Tokio mitbringen würde, heimzuführen. Noma gab seinem Direktor Vollmacht, für ihn eine Frau auszusuchen und heiratete die junge Volksschullehrerin Sao-Ke, die der Direktor ihm präsentierte. Bald wurde Noma nach Tokio an die Universität berufen. Er entschloß sich, eine kleine Zeitschrift herauszugeben, der er den klingenden Namen „Redebegabung" gab. Längere Zeit suchte er nach einem Verleger, der aber nicht leicht zu finden war. Nachdem Noma in mehreren Verlägen eine Absage bekam, nahm er das Telephonbuch und setzte in der Rubrik „Verleger" seinen Finger auf den ersten besten Namen. Diesmal gelang es. Der Ginza-Verlag interessierte sich für den Plan Nomas, der von nun ab Journalist wurde. Er arbeitete nach folgenden drei Grundsätzen, die er der chinesischen Philosopie entnahm: „Vollendete Zusammenarbeit, Aufrichtigkeit und Toleranz, Initiative und Gedankenkraft". Heute steht Noma an der Spitze eines Riesenverlags, der 700 Zeitschriften herausgibt. (Die Gesamtzahl der japanischen Zeitschriften beträgt 1000, die Zahl der Leser übersteigt 10 Millionen.) Der Betrieb Nomas ist nach bestem europäischen und amerikanischen Muster eingerichtet. Der Verlag gibt Magazine, soziale und politische Schriften, Damen-Zeitschriften, Sport- und Filmblätter heraus, sowie Reklamezeitschriften, in denen Inserate größter japanischer Firmen erscheinen.

*

* **Die Rache des Blinden.** Es sind schon einige Jahre her, als in Córdoba zwei Vettern, bis dahin gute Freunde, sich völlig entzweiten. Wie gewöhnlich in solchen Fällen war auch hier ein Mädchen die Ursache, die schöne Dolores Gallego, in die beide sich sterblich verliebt hatten. Es kam zwischen den beiden Vettern zu einem Streit, in dessen Verlauf der hitzige José Serrano seinen Revolver zog und auf den anderen, Alejandro, feuerte. Die Kugel hätte um ein Haar das Gehirn durchbohrt, raubte aber immerhin dem Unglücklichen die Sehkraft auf beiden Augen. Der unselige Schuß brachte dem Heißblütigen einige Jahre Gefängnis ein, nach deren Verbüßung er vor kurzem entlassen wurde. Auf diesen Augenblick hatte Alejandro, der ständig an seine Rache dachte, nur gewartet. Trotz des fehlenden Augenlichts versuchte er seinem Feinde nahe zu kommen, der es aber geschickt verstand, sich den Nachstellungen des Blinden zu entziehen. Durch seine vergeblichen Bemühungen außer sich gebracht, faßte Alejandro jetzt einen fürchterlichen Plan. Er ließ sich eine eiserne Kiste machen, verschaffte sich auf bisher nicht festgestellte Weise Dynamit und machte sich nun daran, eine Höllenmaschine anzufertigen. Trotz seiner Blindheit brachte er das verhängnisvolle Werk zustande. Aber doch nicht gut genug: Von Josés Haus wurde zwar ein Teil einer Mauer eingedrückt, die Bewohner kamen aber doch sämtlich mit dem bloßen Schrecken davon. Alejandro wurde alsbald ergriffen. „Wenn ich etwas bereue, so nur, daß ich nicht besser gearbeitet habe." Mit diesen Worten ließ sich der Blinde in seine Zelle abführen.

Lustige Rundschau



* **Der gute Ruf.** „Glauben Sie, daß mir der Schneider Zippel einen Anzug auf Kredit machen wird?" — „Kennt er Sie?" — „Nein." — „Dann sicher!"

*

* **Kaufleute von heute.** „Nun, wie geht das Geschäft?" — „Oh, ich bekomme so täglich zehn Aufträge!" — „Aber das ist doch gar nicht möglich in der heutigen Zeit?" — „Doch: Postaufträge!"

*

* **Ausrede.** „Das Angeln ist hier verboten!" — „Angle ick denn? Ick will ja nur mal sehen, wie lange so een Wurm im Wasser leben kann."

*

* **Von der Alt-Berliner Eisenbahn.** Ein Berliner fuhr mit seiner Frau auf der Eisenbahn von Berlin nach Potsdam. Als die gellende Pfeife der Lokomotive wiederholt ertönte, rief die Frau: „Ach, herjes's! Det is aber nich zum Aushalten mit det Pfeifen!" — „Wat haste schon wieder zu achherrjesen?" sagte der Gatte. „Pfeifen dun se, damit keener unter'n Wagen kommt. Aber du verlangst woll, det se vor deine lumpje paar Froschen die Jenny Lind uff de Lokomotive singen lassen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.